Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 5. Posen, den 6. März 1927

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

*

Ein Weib soll seine Weiblichkeit nicht ausziehen wollen.

Joh. Wolfg. v. Goethe.

Frei nennst du dich? Deinen herrschenden Gedanken will ich hören und nicht, daß du einem Joche entronnen bist. Bist du ein solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es gibt manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf.

Friedrich Nietzsche.

Neuzeitliche Strahlen-Behandlung der Frauenleiden.

Von Universitätsprofessor Dr. Ernst Ritter von Seuffert-München.

Seit Jahrtausenden ist bekannt, daß die Gesamtheit der Lichtstrahlen, das ist Sonnenlicht, bei vielen Leiden als Heilmittel wirkt. Eine zielbewußte, d. h. nicht nur auf mystischen Spekulationen beruhende Verwendung einzelner Komponenten des Sonnenlichtes — das sind Lichtstrahlen bestimmter Farbe — ist aber erst eine Errungenschaft der modernen Heilkunde.

So wissen wir heute, daß „Blau-Licht", d. i. der „blaufärbende" Teil des Lichtspektrums, bei nervösen Störungen oft eine entschieden beruhigende Wirkung hat. In manchen Fällen sog. „rein nervöser" Schlaflosigkeit kann man z. B. den ersehnten Schlaf allein dadurch erreichen, daß man als „Nachtlicht" eine in ganz bestimmter Weise blaugefärbte Glühbirne verwendet.

Gerade für die Frauen-Heilkunde von noch weit größerer Bedeutung ist aber das „Rot-Licht", d. h. jener Teil des Strahlenspektrums, der im (normalen) Auge die Farbenempfindung „rot" hervorruft. Denn diese Strahlen wirken oft schmerzstillend, hemmend bei Entzündungen und heilend auf kleinere Wunden (sog. „Erosionen") an den Schleimhäuten der inneren Teile. Aber auch die Funktion der weiblichen Keimdrüsen (Eierstöcke) kann durch „Rot-Licht" u. a. günstig beeinflußt werden.

Diese für das Auge sichtbaren Strahlen bilden nun aber nur einen kleinen Teil aller ihnen wesensgleichen und daher auch „Strahlen" genannten Aether-Schwingungen. — Schon das Sonnenlicht enthält verschiedene unsichtbare Komponenten, so vor allem die sog. „ultravioletten Strahlen", die besonders stark an hochgelegenen Orten zur Wirkung kommen. Die speziell zur künstlichen Erzeugung solcher ultravioletten Strahlen bestimmten Apparate werden daher auch „künstliche Höhen-Sonnen" genannt.

Unter den sehr zahlreichen Leiden, zu deren Behandlung heute künstliche (aber auch natürliche) Höhensonne mit großem Erfolg benutzt wird, muß hier zunächst die sog. „englische Krankheit" (Rhachitis) genannt werden, obwohl sie kein eigentliches „Frauenleiden" ist, sondern eine Erkrankung der frühen Kindheit. Ihre Hauptfolgen aber, Erweichung, Verkrümmung und Wachstumshemmung der Knochen, sind für das weibliche Geschlecht ungleich verhängnisvoller als für das männliche, weil sie die häufigsten Ursachen der schweren und schwersten Geburtsstörungen infolge von Beckenverengung sind.

Von großem Wert ist diese Art der Strahlenbehandlung ferner zur allgemeinen Kräftigung des Körpers bei jungen an sog. „Bleichsucht" leidenden oder bei durch Schwangerschaften und Geburten geschwächten Frauen. Endlich wirken die Strahlen der künstlichen Höhensonne auch oft außerordentlich schmerzstillend bei Wunden mit schlechter Heilungstendenz, langwierigen Eiterungen usw., wie sie entstehen können im Anschluß an manche gynäkologischen Operationen oder Leiden, z. B. bei Unterschenkelgeschwüren (sog. „Rindsfuß").

Ebenso unsichtbar wie die „ultravioletten" sind die „ultraroten" Wärmestrahlen, deren heilende Wirkung an sich ja auch längst bekannt ist.

Moderne Forschung und Technik haben aber gerade für die Frauenheilkunde eine ganze Reihe neuer oder neuartiger Möglichkeiten geschaffen zu zweckmäßiger Anwendung dieser altbekannten Heilkraft. So vor allem durch die Konstruktion kleiner und kleinster, aber trotzdem sehr intensiv wirkender Lampen, die ohne Gefahr einer Verbrennung usw. fast in jede Körperhöhle eingeführt werden können. So wird nicht nur eine „Endoskopie", d. i. genaue Besichtigung dieser Innenräume des Körpers ermöglicht, sondern auch eine weit bessere, vor allem direktere Erwärmung innerer Organe. Eine solche kommt z. B. in Betracht bei Entzündungen der Gebärmutter, des Becken-Bindegewebes usw., und längst bekannt ist ja auch die schmerzstillende Wirkung solcher Behandlung.

Bei Diathermie wird vielmehr der zu erwärmende, i. e. zu behandelnde Körperteil geradezu in die oder vielleicht noch richtiger als ein Teil der elektrischen Leitung eingeschaltet. Die Erwärmung erfolgt dann, wie bei der Glühlampe, durch den verhältnismäßig großen Leitungswiderstand, den Körpergewebe dem Durchtritt der hier verwendeten besonders gearteten elektrischen „Ströme" entgegensetzen.

Der sich hieraus für die Heilkunst ergebende besondere Vorteil besteht nur darin, daß man durch Benutzung geeigneter Apparate (Elektroden) die Erwärmung ausschließlich oder vor allem in der Tiefe eines Körpers hervorrufen kann, also gerade da, wo sie einerseits bei Verwendung anderer Wärmemittel am schwierigsten erreichbar, andererseits gerade bei vielen Frauenleiden besonders nötig ist.

Die zur Diathermie verwendete Art elektrischer Energie findet aber auch noch eine ganz andere Art der Verwendung in der Frauenheilkunde, und zwar gerade deshalb, weil bei ihr keine Wärme-„Strahlung" entsteht: Bei dieser, der sog. „Kalt-Kaustik", kann an bestimmten Stellen eine Wirkung auf Körpergewebe erzeugt werden, die ganz der eines weißglühenden Drahtes gleichkommt, d. i. vollkommene Gewebszerstörung: Aber eben ohne daß „Hitze" entsteht, also auch ohne jede Hitzeausstrahlung, die sich bei der Anwendung erhitzter glühender Apparate ergibt und durch die natürlich auch die Nachbarschaft jener Stelle gefährdet wird, auf welche man die therapeutische, d. i. hier zellzerstörende Wirkung beschränken möchte und sollte. Mittels „Kalt-Kaustik" kann man daher z. B. eine kleine Wucherung im Innern eines Organes vollkommen zerstören ohne die geringste Schädigung des benachbarten Gewebes.

Die weitaus größte Bedeutung endlich haben von allen Aetherwellen heute für die Frauenheilkunde die sog. „Röntgen"- und die „Gamma"-Strahlen des Radiums und Mesothors gewonnen. Die Röntgen-Strahlen werden zunächst auch in der Frauenheilkunde zur Erkennung anormaler Zustände benutzt, z. B. zur Feststellung eingedrungener Fremdkörper, Erkrankungen, besonders Verkrümmungen und Verrenkungen am knöchernen Becken und bei der Untersuchung von Geschwülsten usw. an den inneren, weiblichen Organen. In der Geburtshilfe bietet ferner das kindliche Skelett einen ganz eigenartigen, d. h. sonst nie gegebenen Faktor der Röntgen-Diagnostik. Denn es ist heute oft möglich, Teile des kindlichen Skelettes auf der „Röntgen-Platte" schon mit vollkommener Sicherheit als solche zu erkennen.

Noch weit wertvoller als diese indirekte Verwendung zu diagnostischen Zwecken ist jedoch für die Gynäkologie die direkte Anwendung der Röntgen- und Gamma-Strahlen als eigentliches Heilmittel bei Frauenkrankheiten: Vor allem jene zahlreichen, für die Frauen so quälenden und durch schwere Blutverluste oft gefährlichen Störungen, die nur durch den „Wechsel" bedingt sind, d. h. nicht durch besondere Krankheiten, sondern lediglich durch das Aufhören der weiblichen Funktionen, können heute bei fast absoluter Erfolgssicherheit mit diesen Strahlen behandelt werden, und zwar vollkommen schmerz- und gefahrlos! — Denn jene Unglücksfälle (sog. „Röntgen-Verbrennungen"), die in der Anfangszeit dieser neuen Therapie manchmal noch vorgekommen sind, lassen sich heute, dank der gewonnenen Erfahrungen und so außerordentlich vervollkommneten Apparaturen, sicher vermeiden, wenn Arzt und Instrumentarium allen Anforderungen entsprechen.

Wohl der größte Triumph der gynäkologischen Strahlen-, speziell der Radium-Therapie, ist endlich die Heilung einer ganzen Anzahl inoperabler Krebskranker, da diese ohne dieses neue Heilmittel rettungslos verloren gewesen wären, nachdem bei ihnen die bösartige Krankheit bereits soweit fortgeschritten war, daß nicht einmal mehr ein Versuch mit operativer Behandlung möglich gewesen wäre. Weit sicherer und leichter ist aber natürlich auch bei Krebsleiden eine vollständige Heilung allein mit Strahlen-Behandlung erreichbar, wenn die Krankheit an sich auch noch durch Operationen geheilt werden könnte, also bei noch operativen Fällen. In solchen bietet aber Strahlen-Behandlung gegenüber der operativen den großen Vorteil, daß bei ihr die mit so schweren Operationen immer verbundenen Lebensgefahren vermieden werden können und ebenso die bei Operationen unvermeidbaren Wunden und Schmerzen.

Geschicklichkeit ist keine Hexerei.

Der Brief einer praktischen Hausfrau.
Von Susetta.

(Nachdruck verboten.)

Liebste Lotte!

Du mußt schon verzeihen, daß meine Antwort etwas hat auf sich warten lassen! Aber ich saß so fest bei der Schneiderei, daß mir wirklich keine Zeit zu langatmigen Episteln blieb.

Du Aermste, Du klagst mir Deine bittere Not über die notwendigen Anschaffungen. Gewiß, aber ist Deine Not denn nicht unserer aller Not, die wir vom Schicksal nicht mit großen Glücksgütern gesegnet worden sind? Und die wir doch alle, alle gern wenigstens einigermaßen mitgehen möchten mit der Mode des Tages? Liebste Lotte! Mir ging es genau so wie Dir! Ich stand anfänglich trostlos und verzweifelt vor meinem weitgeöffneten Kleiderschrank. Ja, da hing so manches — aber alles unbrauchbar, zum Teil schadhaft, anderes ganz überholt, ganz unmodern. Und meine arme Kasse so schmal und mager, für Neuanschaffungen vollständig ungerüstet! Was war da zu tun? Ich fing also an — mit schwachem Mute, wie ich Dir offen gestehe — und siebte vorerst einiges, was absolut unverwendbar war, aus. Dann ging ich zuerst den Straßenkleidern zu Leibe. Wie Du wohl schon gesehen und gelesen hast, trägt man sehr viel halblange Jacken in dunklen Uni-Stoffen, mit etwas Pelz verbrämt, zu karierten oder gestreiften Röcken als morgendlichen Straßenanzug. Herrlich, dachte ich, und langte mir meinen alten dunkelblauen Mantel heraus — als Mantel durchaus unmodern, aber in Stoff und Farbe noch gut. Ich zertrennte ihn vollständig und bearbeitete die Stücke gründlich — nach obligatem Klopfen und Bürsten natürlich — mittels einer weichen Bürste mit einer lauwarmen Salmiaklösung Strich für Strich, was dem Gangen ein frisches, neues Aussehen verlieh. Dann schneiderten wir aus den großen Teilen eine knappe, halbanliegende, fesche Jacke; zu Kragen, Manschetten und Ansatz wählte ich grauen Krimmer. Nun hieß es, die dazu passenden Kleider schaffen. Ich hatte eine dunkelblaue Seidenbluse hängen, mit unmodernem, rundem Ausschnitt und halben Aermeln. Ein Stück blaugrün karierte Seide verhalf mir zu modischem Kasak. Wir arbeiteten der Bluse darauf einen Schultersattel auf mit schmalem Klappkragen, den ein dunkelblaues Bändchen hält, und verlängerten den Aermel durch einen länglichen Puffen aus karierter Seide mit dunkelblauem Bündchen. Ein Ansatz aus karierter Seide verlängerte die zu kurze Form des Rumpfes. Nun suchte ich für den Rock nach etwas Verwendbarem und fand ein älteres grünes Kleid, das zwar an vielen Stellen schadhaft geworden war, dem ich aber doch noch einige gute Teile abgewann. Hierzu erstand ich einen blaugrünen Schotten und arbeitete aus beiden Stoffen zusammen einen kurzen Rock mit eingelegten Quetschfalten, dem ich von Höhe des Kasakrandes an ein gerades Leibchen aus blauem Satin ansetzte — ein ideales Mittel, um erstens sehr wenig Stoffverbrauch und zweitens schlanke Linie um die Hüftpartie herum zu erzielen. Somit hatte ich mir einen flotten Straßenanzug für morgens mit sehr wenig Kosten geschaffen.

Nun ging es an die Nachmittagskleider. Ich nahm mir zuerst das bunte Crêpe-de-chine-Kleid vor, Du weißt, das Dir so gut gefiel! Ich schnitt es in Rockhöhe, direkt über den seitlichen Säumchenteilen, durch und brachte das bunte, kurze Röckchen auf ein festes Leinenband in Hüfthöhe auf. Dann schneiderten wir aus mandelgrünem Crêpe eine leicht angeschoppte Bluse mit langen Aermeln und weiten Puffen aus buntem Crêpe. Ebenso wiederholten wir den bunten Crêpe an der Innenseite des hochstehenden und nur leicht umgebogenen Kragens, den wir nur bis zu den Achselnähten führten. Diese Kombination von buntem Crêpe de Chine mit Crêpe uni ist in unzähligen Varianten auszuführen und wird stets ein unmodernes Kleid wie einen Vogel Phönix aus der Asche neu erstehen lassen. Die einzige Bedingung für eine vollkommene Wirkung ist aber immer, daß das Uni mit der Grundfarbe des Bunten harmoniert. Du hast doch ebenfalls sowohl bunten China-Crêpe sowie Crêpe Georgette, liebste Lotte. Handle nach meiner Anregung und schaffe Dir Neues! Angefeuert durch das gute Gelingen, ging ich mit frohem Mut zu neuen Taten vor.

Mein altes Taffetkleid, blau gestreift, ward einer Musterung unterzogen. Ich nahm den Rock und legte das Vorderteil in Quetschfalten. Blauer Lindener Samt in dunklerer Tönung wurde, zu glatter Kasaktaille verarbeitet, dem Rock verkürzt aufgesetzt. Ein Westenteil aus Taffet, das den durch kleinen Samtpuffen verzierten Aermel abschloß, brachte das Farbige des Rockes in Harmonie zur Taille. Ein Stehkragen von Samt, mit Taft abgefüttert und vorn mit einem Zierknopf geschlossen, vervollständigte die ebenso einfache wie hübsche Machart.

Hierauf wandte ich mich meinem Schmerzenskind, dem Maroainkleide zu, von dem Du immer ebenso treffend wie lustig behauptet hast, es gliche einer Schlangenhaut. Da nun aber die weiblichen Formen mit absoluter Betonung der Hüftlinie das Erfordernis des Tages bilden, so streifte ich die schlangenhafte Note ab, indem ich kurz entschlossen die Schlangenhaut teilte und mir vor allem den kurzen Rock mit den seitlichen Plisseeteilen auf ein festes Bündchen brachte. Gut und schön — aber nun kam das große Aber: Das Oberteil, vorn und im Rücken spitz ausgeschnitten, erwies sich als zu kurz zur blusigen Machart. Was tun? Der zarte Stoff eignete sich aber gerade zur leichten Anschoppung vorzüglich! Da kam mir der rettende Gedanke. Ich rückte die Taille tiefer, schoppte sie blusig an und ergänzte die fehlende Länge durch eine Passe von goldfarbenem Crêpe Georgette, von dem ich auch die langen Aermel arbeitete. „Räubermanschetten" aus braunen Plissees, passend zu den seitlichen Rockteilen, und ein bis zu den Schulternähten geführter Plissee-Nackenkragen, beides angebunden mit schmalen goldfarbenen Georgettebändern, gaben dem Kleidchen eine aparte und fesche Note. Du siehst, liebste Lotte, mein Bestand an Nachmittagskleidchen hat sich ohne große Kosten bewältigen lassen! Nun möchtest Du gewiß auch noch über die Abendgarderobe unterrichtet sein: Auch dafür habe ich keinerlei Neuanschaffung gemacht. Die soeben skizzierten Nachmittagskleider tun mir auch beste Dienste als kleine Abendkleider für Restaurant, Konzert und Theater. Blieb mir also nur noch die Sorge um zwei ärmellose, halsfreie Abendkleider, passend zu Geselligkeiten, Oper und Tanz. Daher modelten wir das schwarze Spitzenkleid um und das giftgrüne Crêpe-de-chine-Kleid. Ich ließ das seidene schwarze Unterkleid in seiner glatten Schlupfform und brachte den Spitzenvolant, leicht angekraust, in Hüfthöhe auf. Schwarzer Panne — es kann aber auch Lindener Samt sein — ergab eine knappe ärmellose Taille. Den runden Ausschnitt schloß eine schmale schwarze Spitze ab, die vorn herum bis zu den Achselnähten geführt wird und von dort in einem Wasserfall endet. Für Dich, liebste Lotte, würde ich allerdings empfehlen, diese Rückengarnitur fortzulassen; sie eignet sich nur für schlankere Linie. Zu guterletzt kam das grüne Kleid an die Reihe. Hier griff ich zu Fransen, die uns ein vorzügliches Mittel, Altes auf neu zu verzaubern, in die Hand geben. Die Grundform wurde von Schlupfkleid in Rock mit Plisseevorderbahn und leicht angeschoppte Bluse verwandelt. Den ovalen Ausschnitt säumte ein schmaler grüner Pannebelag ein, unter dem die Fransen in gleicher Abtönung gehalten, vorkamen. Sie säumten ebenfalls die Plisseevorderbahn je seitlich ab und setzten sich dann als Abschluß des Rockes fort. Eine in grün abschattierte Blume auf der Achsel krönte das Werk meiner Hände. Du siehst, liebste Lotte, es geht wirklich, sich mit wenig Mitteln zu behaupten — allerdings etwas Geschmack und Geschick sind nötig dazu, und dann darf man sich nicht scheuen, Zeit und Arbeitskraft einzusetzen. Ich wünsche Dir nun herzlich, daß sie Dir ebenso gut gelingen möge wie mir, die „Hexerei", und grüße Dich herzlich als

Deine getreue Susetta.

Vor der Tür.

Und ich stehe wieder an derselben Haustür, an der ich zwölf Jahre lang mindestens doch einmal am Tage halt machte. Langsam steige ich die zwei Treppen hinauf; ich trete dieselben rotgrauen Läufer, die sich vor sechs Jahren das letzte Mal meinen derben Kinderstiefeltritt gefallen lassen mußten. Heute zähle ich nicht wie damals die Stufen und ärgere mich nicht, wenn die Zahl ungerade ist. Ich gehe zögernd bis zum ersten Treppenabsatz. Die alte Fächerpalme streckt ihre Blätter immer noch sehnsüchtig nach oben zum Licht; sie weiß nicht, daß sie hier im halbdunkeln Treppenhaus nie einen Lichtstrahl bekommen kann. Zigarettenstummel und Kirschsteine liegen wie damals in der grauen, verstaubten Blumenerde. Weißt du noch, alte Palme, als ich vor sechs Jahren, jeden Tag von neuem, Kirsch- und Pflaumenkerne vertrauensvoll bei dir niederlegte, mit dem heißen Wunsch, es möchten doch bald Bäume daraus werden. Und von Tag zu Tag wartete ich geduldig und glaubte. Heute lege ich keine Kerne mehr in deine Erde, und wenn ich's täte, ich glaubte doch nicht mehr.

Noch die letzten Stufen, und ich stehe vor der schweren, braunen Wohnungstür. Unwillkürlich sehe ich auf das Schild. Ja, müßte denn da nicht jetzt Dr. L . . . . . stehen, wie sonst immer? Ich schleiche mich leise näher heran und lese irgendwelche Buchstaben, die einen Namen ergeben, den ich nicht aussprechen kann. Es ist der Name einer fremden Nationalität. Ob ich läute? Eine brennende Sehnsucht treibt mich; ich möchte noch einmal die Räume sehen, in denen ich meine frohen Kinderjahre verbracht habe; ich möchte nur einen raschen Blick in all die Winkel und Ecken tun, bis zwölf Jahre „meine Welt" bedeuteten. Auf Zehenspitzen stehle ich mich bis dicht an die Tür und streiche vorsichtig, mir selbst kaum bewußt, über das grobe Holz der Türverzierung. Wie ein Dieb, der sich ertappt wähnt, zucke ich bei jedem Laut zusammen. Ich weiß, daß ich nicht läuten werde, und doch kann ich mich nicht entschließen, zu gehen. Plötzlich, von innen, schrille Frauenstimmen. Ich fahre zusammen und trete zwei Schritte zurück. Die Tür wird aufgerissen und eine Dame stürzt, aufgeregt gestikulierend, heraus. Sie richtet eine Frage in fremder Sprache an mich, die ich nicht verstehe. Sie versucht mir das gleiche in meiner Sprache verständlich zu machen. Natürlich die stereotype Frage: „Was wollen Sie hier?" Ja, was will ich? Ohne zu denken, ohne bewußt zu wollen, bin ich hergetrieben worden. — Ich merke, daß ich rot werde und wende mich, ohne eine weitere Erklärung, zum Gehen. Daran hatte ich damals allerdings nicht gedacht, als die Tür sich vor sechs Jahren hinter mir schloß, daß es für immer geschlossene Türen für mich bleiben würden. Ich stehe auf der Straße und höre die Tür oben ins Schloß fallen.

Elan.

Im antiken Schönheitssalon.

So sehr auch heute noch Schönheit begehrt ist, so spielt die Harmonie des Körpers bei uns doch nicht mehr die entscheidende Rolle wie bei den alten Griechen. Dieses künstlerisch am höchst begabte Volk der Weltgeschichte huldigte einer Religion der Schönheit, und besonders schöne Frauen wurden geradezu wie Göttinnen verehrt. Das weibliche Schönheitsideal der Antike läßt sich, wie Franz Burger in seinem bei Ernst Heimeran in München erschienenen Büchlein „Die griechischen Frauen" her-

vorhebt, aus den Werken ihrer Plastik erkennen. Hoher Wuchs, leuchtendes reiches Haar, schmale Stirn und Glanz der großen Augen werden auch von den Schriftstellern als die Hauptmerkmale körperlicher Wohlgeschaffenheit bezeichnet.

Bei dieser Anbetung der Körperschönheit mühte man sich natürlich auch, die fehlende echte Schönheit durch eine künstliche zu ersetzen, und diese Selbstverschönerung galt als eine Pflicht gegen die Gesellschaft. Im Schönheitssalon der Antike sah es nicht viel anders aus als in dem von heute, denn fast alle Geheimnisse moderner Verschönerungskunst waren den Griechen bereits bekannt. „Puder, Schminke, Schönheitspflästerchen waren der Dame wie dem kleinen Mädel wohl vertraut," schreibt Burger. „Ueber die beste Art, sich zu schminken, gab es eine Literatur. Eine gute Schminke mußte, so seltsam es klingt, mit menschlichem Speichel bereitet sein. Die Zofe, der die Herstellung übertragen war, hatte deshalb durch eine bestimmte Diät und den Gebrauch wohlriechender Essenzen dafür zu sorgen, daß ihr Mundinhalt rein sei und angenehm dufte. Manche besonders kostbaren Schminken enthielten — Aehnliches kennt auch die Gegenwart — zerstoßenen Krokodilmist. Zusammengewachsene Augenbrauen galten als Verheißung glutvollen Temperaments; durch eine gewisse Art körniger Farbe ersetzte oder betonte man diese Eigentümlichkeit. Parfüms gab es in so zahllosen, verschiedenen Marken, daß manche fast jeden Tag ein neues wählten. Gewiß allerdings nicht die Geschmackvollsten, nicht jene, die den tiefsten Sinn solcher Düfte erfaßt hatten, die wußten, daß das Parfüm, fast wie eine Klangfarbe der Stimme, individuell, persönlich sein muß. Parfümiert waren auch die Salben, mit denen Männer wie Frauen zum Schutz gegen Erkältung jeden Tag sich einrieben. Trockene, ungeölte Haut, trockenes Haar erschienen als Zeichen von Unsauberkeit. Ins Waschwasser schüttete man, um es für die Haut bekömmlicher zu machen, so wie heute etwa Mandelkleie, damals Natron, Soda, Bohnenmehl. Zur Verbesserung und Erhaltung des Teints halfen Teigmasken, die man in der Nacht auf das Gesicht legte, und besonders Bäder in Eselsmilch. Das Emaillieren der Haut ist bis jetzt im alten Griechenland nicht nachgewiesen. Zahnwasser, Zahnpulver, falsche Zähne kannte man, Zahnbürsten dagegen nicht. Hand- und Fußpflege war sicher verbreiteter als bei uns; letztere schon deshalb, weil man keine Strümpfe trug, und die Sandalen den ganzen Vorderfuß freilegten. Lukian verrät, daß manche gefeierte Schöne am Morgen vor der Toilette aussehe wie eine Meerkatze oder ein Pavian, und daß zuweilen ein Mägdlein dank virtuosester Täuschungskunst sogar ihrem Liebhaber als 20jährige gelte, während sie in Wirklichkeit schon 45 Winter gesehen habe."

Frauen und Liebe.

Gedanken und Aphorismen
von Was. Nemirowitsch-Dantschenko.

Der in Prag lebende Nestor der russischen Literatur, der fast neunzigjährige Schriftsteller Wasili Nemirowitsch-Dantschenko (ein Bruder des Direktors des Moskauer künstlerischen Theaters Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko) veröffentlicht in der Rigaer „Sewodnja" eine Reihe geistreicher Gedanken über Liebe und Frauen. Wir bringen diese Aphorismen in deutscher Uebertragung.

Das Buch der Liebe besteht aus vier Kapiteln.
Das erste Kapitel: Musik ohne Worte.
Das zweite Kapitel: Worte und Musik.
Das dritte Kapitel: Worte ohne Musik.
Das vierte Kapitel (das längste und langweiligste): Weder Worte noch Musik.
Man sollte das Buch am Schluß des zweiten Kapitels weglegen . . .

*

Die Frau soll sich lieber nicht umsehen. Eine Frau hat es versucht und wurde zu einer Salzsäule.

*

Mit viel größerem Eifer lehren wir Engeln die Sünde, als dem Teufel Moral. Erstens ist das angenehmer für den Lehrer, und zweitens ist der Engel zufrieden.

*

Ich fragte einmal eine Dame: „Wie heißen Sie?"
„Wie Sie wünschen!"
Wie alt sind Sie?"
„Wie Sie es für gut befinden!"
„Hören Sie: Entweder machen Sie sich lustig über mich oder . . ."
„Nein, ich bin nicht dumm. Ich will Ihnen nur angenehm erscheinen."
„Ich begreife nicht . . ."
„Nicht jeder liebt die Frau, so wie sie ist, sondern wie sie ihm scheint und ich wünsche, daß Sie in mir das finden, was Sie suchen."

*

Die Frau hat ihren eigenen Diktionär: „Niemals" bedeutet „sofort" und „morgen" bedeutet „niemals".

*

Der Kuß ist ein Scheck, der sich oft bei Honorierung als ungedeckt zeigt. Man kann dagegen Protest erheben, aber das Honorar sieht man trotzdem nicht.

*

Eine Frau will oft allein sein, um später zu zweit zu sein.

*

Die Scheidung ist das Gegengift der Ehe. Nur muß man dieses Mittel rechtzeitig anwenden, sonst wirkt es nicht.

*

Die Liebe macht die schwatzhafteste Frau stumm.

*

Die kluge Frau spielt oft die Rolle der Dummen, und das ist ihre stärkste Waffe.

*

Die strengsten Richter der Frau, die einen Freund hat, sind gewöhnlich jene Frauen, die keinen mehr haben können.

*

Der Teufel braucht junge Frauen, die alten überläßt er großmütig den Engeln. Sie sind dem Himmel notwendiger, als auf Erden.

*

Die klugen Männer sind oft unglaublich dumm in der Liebe — daher das Glück der Dummen in der Liebe . . .

*

Die Reinheit eines Mädchens und die Ehrlichkeit eines Bankiers erfährt man nur bei einer Liquidation.

*

Es gibt keinen Toten, der teurer ist, wie erloschene Liebe . . . Man beweint sie lange, obgleich man weiß, daß Tote nicht auferstehen.

(Aus dem Russischen von M. Hirschmann, Wien.)

Die praktische Hausfrau.

Entfernung von Schokoladeflecken. Ein einfaches Mittel, Schokolade-, Kakao- und Obstflecken zu entfernen, ist, die Flecken in Milch zu legen. Bei frischen Flecken genügt es, sie einige Male mit Milch zu betupfen, ältere müssen stärker angefeuchtet und etwas gerieben werden. Handelt es sich um zartfarbige Stoffe, so nehme man entrahmte Milch, damit sie keinen Fettrand bekommen. Man legt ein sauberes Tuch unter und betupft ganz vorsichtig den Flecken mit dn Fingerspitzen, das Tuch immer wieder verschiebend, damit es die Feuchtigkeit gut auffaugt. Zum Schluß reibt man mit einem weichen, in Wasser angefeuchteten Läppchen nach.

Um das Festsitzen des Korkens zu verhüten. Bei allen Flaschen, welche Klebestoffe enthalten, kleben die Korken meist so fest, daß das Oeffnen der Flasche viel Mühe bereitet. Um das Festkleben zu verhindern, tauche man den Korken zuvor in Oel.

Lederne Reise- oder Markttaschen aufzufrischen. Es ist noch nicht allen Hausfrauen bekannt, daß man Ledertaschen wieder auffrischen kann, indem man sie mit warmem Wasser abwäscht, dem man einen Guß Essig zusetzt. Nachdem das Leder mit einem weichen Tuch abgerieben und vollständig trocken geworden ist, reibt man das Leder mit einer Mischung von einem Eiweiß und etwas Terpentinöl ein, welche man mit einem weichen Läppchen aufträgt. Der Glanz wird durch Nachpolieren mit einem weichen Flanellappen erzielt.

Bügeln ein gutes Mittel zum Desinfizieren. Es wird wohl jede Hausfrau interessieren, zu erfahren, daß Proben, die in einem bakteriologischen Laboratorium vorgenommen wurden, bewiesen haben, daß durch das Bügeln die Wäsche zugleich in hohem Maße desinfiziert wird. Das Gasbügeleisen hat eine durchschnittliche Temperatur von 200 bis 400 Grad. C. Ein einmaliges Ueberbügeln der Wäsche mit einem so erhitzten Eisen genügt, um die Bakterien, die trotz des Waschens noch nicht getötet sind, zu vernichten. Dr. Soehla, dem wir diese Untersuchung zu danken haben, hat festgestellt, daß es zum Bügeln selbst, wie auch zum Desinfizieren am besten ist, wenn das Eisen auf 250 Grad C. erwärmt ist. Dünne Stoffe, wie zum Beispiel Blusen und Schürzen, wie sie vielfach von Pflegerinnen getragen werden, sind durch ein einmaliges Bügeln schon keimfrei geworden; über dickere Stoffe mußte mehrmals hin und her gebügelt werden. Im Bügeln besitzen wir eine Methode zum Desinfizieren unserer Kleider, die ohne viel Mühe mit geringen Kosten und ohne irgend welchen Schaden in jedem Haushalt angewandt werden kann. Wie praktisch ist dies bei Erkältungs- oder Grippe-Epidemien, wenn man solche Kranke besucht hat; wie schnell hat man seine Kleider durch Bügeln dann desinfiziert!

Nervöses Ohrensausen tritt sehr oft als Folge von kalten Füßen auf. Es empfiehlt sich dann ein häufigeres Baden der Füße in warmem Wasser, dem zweckmäßig etwas Senfmehl zugesetzt wird.

Das neue Heft der „Wiener Handarbeit" bringt der Dame wieder einen ganzen Blumenkorb schöner Anregungen. Diesmal beschäftigt sich das Blatt besonders mit der Technik des Gobelins, für die sicherlich das größte Interesse vorhanden ist. Auch antike Dinge finden hier breiteren Raum und dem Interieur wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Neben den verschiedenen Rubriken enthält das reich und geschmackvoll illustrierte Blatt die Fortsetzung des beliebten Romans von Oskar Gluth „Die deutschen Verwandten". Schließlich sei noch auf den Kupon hingewiesen, den auch diese Nummer enthält. Bekanntlich erwirbt jede Leserin durch sechs solcher Kupons (von I bis VI) gratis ein ganz reizendes Gobelinkissen, vorgemalt, das in dieser Nummer auch abgebildet ist. Die „Wiener Handarbeit" ist in Buch- und Zeitschriftenhandlungen erhältlich und kostet einzeln 1,20, im Abonnement vierteljährlich 3,50, halbjährig 7, ganzjährig 14 Schw. Fr. Wo nicht erhältlich, kann diese Monatsschrift auch durch den Verlag „Wiener Handarbeit", Wien IX, Canisiusgasse 8—10, direkt bezogen werden.

Aus dem Posener Lande.

Oft stand ich als Kind staunend auf dem „Alten Markt", den Turmbläser beobachtend, wenn er in schwindelnder Höhe auf dem Gang, der sich um den Rathausturm herumzieht, nach allen vier Windrichtungen sein Signal blies. Mir wurde nicht klar, welchen Zweck dieses Tun hatte. Hörte man ja bei dem Trubel der Stadt sowieso soviel wie nichts. In dem Buche „Posener Findlinge" fand ich Aufklärung dieser Sitte und will diese Erzählung auch euch bekanntgeben.

Der Posener Rathausturm und der Krähenkönig.

Vor vielen Jahren wohnte ein Turmwächter in dem Rathaus, der einen Sohn mit Namen Heinrich hatte. Der Rundgang um den Turm war Heinrichs Lieblingsplätzchen. Jeden Tag verweilte der Knabe mehrere Stunden dort oben in luftiger Höhe und schaute vergnügt auf die tief unten wandelnden Menschen hinab.

Als er einst wieder dort weilte und gerade träumerisch in die Ferne schaute, fiel plötzlich ein schwarzer Gegenstand vom Himmel herab und blieb unmittelbar vor seinen Füßen liegen. Heinrich erschrak, erholte sich aber sofort wieder, als er sah, daß es eine Krähe war. Sie lag mit hängenden Flügeln erschöpft auf dem Fußboden, und einige Blutstropfen an ihrem Gefieder ließen deutlich erkennen, daß sie verwundet war. Heinrich hob sie vorsichtig auf, streichelte ihr mitleidig über die glänzenden schwarzen Federn und nahm sie mit in die Wohnung seiner Eltern. Hier wusch er ihr die Wunde aus und legte sie dann auf eine weiche Decke in eine Zimmerecke. Es dauerte auch nicht lange, da hatte er die große Freude, daß sie zum ersten Male etwas Nahrung nahm. Nach einiger Zeit war sie ganz wieder hergestellt und hüpfte nunmehr lustig im Zimmer umher. War Heinrich zugegen, so folgte sie ihm auf Schritt und Tritt wie ein Hündchen seinem Herrn.

Während dieser Zeit war Heinrich seinem Lieblingsplätzchen ferngeblieben. Jetzt wollte er es wieder einmal aufsuchen. Er stieg die Treppe hinan, und hinter ihm hüpfte die Krähe — trapp, trapp — von Stufe zu Stufe. Kaum aber war sie oben, so setzte sie sich auf das Geländer und sah Heinrich traurig an. Als Heinrich sie streicheln wollte, verschwand sie plötzlich vor seinen Augen, und ein kleiner Mann stand an ihrer Stelle vor ihm. Er hatte einen langen roten Mantel um und eine goldene Krone auf dem Kopfe.

Heinrich war erschrocken.

„Fürchte dich nicht," redete der kleine Mann ihn an. „Du hast mir einen großen Dienst erwiesen. Ich bin der Krähenkönig. Eine Flintenkugel hatte mich verletzt, und ich wäre gewiß gestorben, wenn du mich nicht so treu gepflegt hättest. Jetzt aber ist meine Zeit um, und ich muß zu meinem Volk zurück. Habe tausend Dank für deine Liebe und nimm zum Andenken an mich dieses kleine Geschenk!"

Bei diesen Worten gab er Heinrich eine niedliche silberne Trompete.

„Wenn du in Not bist," fuhr er fort, „so blase darauf von jeder Ecke dieses Rundganges aus hinaus in die Weite und warte dann getrost ab, was geschehen wird."

Jetzt verwandelte sich das Männchen wieder in eine Krähe. Sie breitete die Flügel aus, schlug einige Male mit ihnen, wie wenn sie sie erproben wollte und hob sich dann in die Luft.

Heinrich schaute ihr traurig nach, solange er sie überhaupt noch erblicken konnte. Dann ging er betrübt von dem Turme herab und konnte die liebe Krähe lange nicht vergessen. —

Jahre waren vergangen, und Heinrich war ein Mann geworden. Da kam eine böse Zeit über die Stadt Posen. Die Feinde hatten sie belagert und griffen sie von allen Seiten an. Die Posener verteidigten sich so gut sie nur konnten. Auch Heinrich war unter ihnen und zeichnete sich vor allem durch Tapferkeit aus. Aber die Lage der Stadt wurde immer schlimmer. Eines Tages stürmten die Feinde mit aller Kraft heran, und die Posener flohen. Heinrich kämpfte bis zuletzt, konnte aber schließlich doch nicht mehr standhalten. Er glaubte, den Untergang seiner geliebten Vaterstadt nicht überleben zu können und wollte sich schon verzweifelt in die Schwerter der Feinde stürzen, als er zufällig in der Tasche die silberne Trompete des Krähenkönigs fühlte.

„Wenn du in Not bist," wiederholte er, „so blase darauf von jeder Ecke des Rundganges aus hinaus in die Weite und warte dann getrost ab, was geschehen wird."

„Nun wohl!" fuhr er fort. „Jetzt bin ich in Not. Nun zeige, Trompete, was du kannst!"

Er lief, so schnell er laufen konnte, nach dem Rathaus, sprang die Treppen hinauf und blies von den vier Ecken des Rundganges mit aller Kraft hinaus in die Ferne. Kaum war der letzte Ton verklungen, da zog es ringsum am Himmel wie eine schwarze Gewitterwolke herauf. Die Wolke kam blitzschnell näher und es wurde so finster, wie in der Nacht. Neben Heinrich aber stand vor dem Geländer, wie vor Jahren, der Krähenkönig mit seinem langen roten Mantel auf den Schultern und der goldenen Krone auf dem Kopfe. Er rührte Heinrichs Augen an, und sofort konnte Heinrich inmitten der Dunkelheit so gut sehen, wie am hellen Tage. Hunderttausende von Krähen flogen krächzend in der Luft, sausten den Feinden um die Köpfe, schlugen sie mit den Flügeln ins Gesicht und hackten mit ihren dicken Schnäbeln nach den Augen. Da ergriff die Feinde ein großer Schrecken. Sie glaubten, der Teufel selbst kämpfe mit seinen Höllenscharen gegen sie, warfen die Waffen weg und flohen, so schnell sie konnten, davon. Die Krähen aber flogen hinter ihnen drein und trieben sie weiter und weiter, bis die Verfolgten vor Erschöpfung tot liegen blieben.

Heinrich wußte sich vor Freude kaum zu lassen und schaute verzückt eine lange, lange Zeit den fliehenden Feinden und ihren rastlosen schwarzen Verfolgern nach.

Als aber die Gefahr ganz vorüber war, und er dem hilfreichen Krähenkönig danken wollte, war dieser verschwunden.

Der Jubel in der Stadt über den Sieg war groß. Heinrich wurde zum Danke für die Rettung aus höchster Not zum Stadtältesten erwählt und lebte noch viel Jahre in Glück und Freuden.

Zum Andenken an die wunderbare Krähenschlacht ließ man seitdem zu gewissen Zeiten an den vier Ecken des Rundgangs um den Turm einen Trompetenruf blasen, und so ist es geblieben bis in die neueste Zeit. Freilich, die Krähen kommen nicht mehr, denn die silberne Trompete des Krähenkönigs ist verloren gegangen. Heinrich hatte sie in dem Augenblicke, als an dem Tage der Schlacht die Krähenwolke heransauste, vor Schreck vom Turme fallen lassen. Sie ist auch trotz allen Suchens nicht mehr aufgefunden worden.

A. Sell.

Die zerschlagene Schokoladenpuppe.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Ach, ist das schade!
Ach, ist das schade!
Die schöne Puppe
Von Schokolade!

Hab' sie erst gestern
Von Tante Bundtag
Geschenkt bekommen
Zu dem Geburtstag.

Der Max sie faßte,
Der plumpe Bengel, —
Und ließ ihn fallen,
Den süßen Engel!

Nun ist entzwei sie,
Die gute Puppe —
Und Max der meinte:
Das wär' ihm „schnuppe".

O ist der Lümmel
Doch niederträchtig!
Ich war so traurig
Und weinte mächtig.

Zu lauter Krümel
Der Kopf, der liebe!
Na warte, Max du,
Das gibt ja Hiebe!

Das arme Hascherl,
Hier hat's gesessen!
Nun muß ich's heut schon
Und morgen essen!

Ach, ist das schade!
Ach, ist das schade!
Solch schöne Puppe
Von Schokolade!

Ein Wort für den Kauz.

Unter der unverständigen Verfolgung der Menschen, namentlich auf dem Lande, hat bedauerlicherweise der Steinkauz sehr zu leiden gehabt. Mit Vorliebe wurden getötete Käuze an die Scheunentore der Bauernhöfe genagelt, und leider trifft man ab und zu auch jetzt noch auf diese Unsitte, die Grausamkeit und Unvernunft zugleich ist. Jeder erschlagene Kauz bedeutet eine Zunahme von der Landwirtschaft schädlichem Ungeziefer, denn seine Lieblingsnahrung sind Mäuse, und massenhaft vertilgt er Insekten. Hat man dies auch mancherorts schon eingesehen, so wird ihm doch immer noch mit Argwohn begegnet. Die Vorstellung, daß er ein schauriges Tier sei und daß sein nächtlicher Ruf Unglück, ja sogar Tod verkünde, will nur langsam weichen. Wenn die törichten Menschen doch nur Augen dafür hätten, was für ein possierlicher kleiner Kerl der Kauz ist. In der Dämmerstunde kann man ihn zuweilen im Obstgarten antreffen. Dann sieht er erstaunt mit seinen großen gelben Augen in dem hellen Gesicht von seinem Baumast hernieder und wendet, dem Vorübergehenden nachblickend, ganz langsam den Kopf. Das sieht gewiß nicht unheimlich, sondern höchst belustigend aus, und solchen Beobachtungen ist auch sicherlich die Bezeichnung „ein komischer Kauz" entsprungen. Ebenso hat sein nächtlicher Ruf „Kiuwitt, Kiuwitt" nichts Furchterweckendes, im Gegenteil er klingt ganz hell und freundlich, anders wie das Geschrei der Schleiereule oder wie das dunkle „Buhuu" des Uhus. Uebrigens ist die Schleiereule auf holsteinischen Bauernhöfen ein gern gesehener Gast, sie haust dort häufig in Oeffnungen der Scheunengiebel. Der Uhu ist leider schon ziemlich selten geworden. Raubvögel und Menschen, seine erbitterten Feinde, haben für seine Dezimierung gesorgt. Allerdings ist der Uhu selbst ein arger Jäger, der Vögeln, Hasen, Enten, Hühnern, sogar Gänsen gefährlich wird. Doch frißt er auch viel Ungeziefer, namentlich Mäuse und Ratten. Auf jeden Fall ist es schade, daß er immer mehr von der Bildfläche verschwindet und die heimische Vogelwelt dadurch um eine sehr originelle „Persönlichkeit" ärmer wird.

Margarete Friederici.